



Foto: Irene Baque / Guardian / eyevine, Gorongosa National Park

Frauenpower

Mit weiblichen Wildhütern soll der Kampf gegen die Wilderei in Afrikas Naturschutzgebieten doch noch gewonnen werden. Denn trotz aller Versuche, die Tiere zu schützen, sind ihre Zahlen in den vergangenen Jahren weiter drastisch gesunken

TEXT: ROMAN GOERGEN

„Durch meine Arbeit zeige ich anderen Frauen, dass sie ihre Ziele erreichen und Träume verwirklichen können“, sagt Wildhüterin Maria Faife (2.v.l.)

Der grüne Lastwagen, der durch das kleine Dorf in Zentralmosambik fährt, ist ein typischer Umbau für Safari-Ausflüge. Doch heute bringt der Truck mit seinen 19 erhöhten Sitzen und dem Schattendach keine Touristen in den Gorongosa-Nationalpark in Mosambik. Anstelle von klickenden Fotoapparaten und piependen Videokameras erklingen aufgeregte Mädchenstimmen auf der staubigen Piste. Die Teenager gehören zu einem „Girls Club“, einer Initiative der Parkverwaltung. Die Mädchen in den umliegenden Dörfern sollen das Naturschutzgebiet mit seinen Krokodilen, Pavianen, Elefanten und Wasserböcken kennenlernen. Die meisten sehen diese Arten zum ersten Mal, denn die Wildtiere halten sich von den Dörfern fern.

50 solcher Girls Clubs gibt es in den Siedlungen rund um den Gorongosa-Nationalpark. Pufferzone nennt die Parkverwaltung den Bereich, in dem rund 200 000 Menschen leben. Jeder Girls Club hat 40 Mitglieder, insgesamt erreicht das Projekt 2000 Mädchen. „Wir können die Natur nicht schützen, ohne dass wir die Menschen einbeziehen, die hier leben“, erläutert Larissa Sousa, die das Projekt leitet.

Die Geschichte Gorongosas ist exemplarisch für Mosambik und das gesamte südliche Afrika. Die damaligen portugiesischen Kolonialherren gründeten den rund 4000 Quadratkilometer großen Nationalpark im Jahr 1960 und verbannten die meisten Einheimischen aus dem Gebiet. Es wurde zu einer Spielwiese vor allem für weiße Besucher.

Nach der Unabhängigkeit Mosambiks von Portugal 1975 entbrannte ein brutaler Bürgerkrieg, der bis 1992 dauerte und mehr als eine Million Menschen das Leben kostete. Während des Krieges verlegten die anti-kommunistischen Rebellen der Resistência Nacional Moçambicana ihr Hauptquartier in den Park und töteten rund 95 Prozent der Tiere für Nahrung und Tierprodukte wie Elfenbein. Für die Menschen in den umliegenden Dörfern war das Naturschutzgebiet zunächst Symbol kolonialistischer Ausgrenzung und danach ein Herd tödlicher Gefahr.

Einheimische wurden ausgegrenzt

Für Wissenschaftler ist die Geschichte Gorongosas kein Einzelfall. Annette Hübschle, eine Sicherheitsexpertin der Universität Kapstadt in Südafrika, spricht vielmehr von einem historischen Trend: „Traurigerweise haben wir in Afrika eine lange Geschichte systematischer Ausgrenzung örtlicher Gemeinschaften, wenn es um Bodenschätze oder

Naturschutzgebiete geht.“ Ein von den Kolonialmächten eingeführtes und später von den unabhängigen Staaten oft übernommenes Prinzip des „Festungsnaturschutzes“ schirmte die Menschen von den Gebieten und den Ressourcen der Parks ab. Die abgelegenen Dörfer, in denen es kaum Erwerbsmöglichkeiten gibt, verarmen und werden zu einem leichten Rekrutierungsgebiet für Wilderer. Deswegen gehe der Kampf gegen die Wilderei verloren, meint Annette Hübschle.

Zahl der Elefanten um 144 000 gesunken

Nach Angaben der größten Wildtierzählung „Great Elephant Census“ ist zum Beispiel die Zahl der Afrikanischen Elefanten auf dem Kontinent zwischen



Girls Club: Statt minderjährig verheiratet zu werden, sollen Mädchen die Schule besuchen und für den Naturschutz sensibilisiert werden

2007 und 2014 um 30 Prozent zurückgegangen, was rund 144 000 Tieren entspricht. Jedes Jahr gingen weitere acht Prozent verloren, hauptsächlich wegen Wilderei. Südafrikas Krüger-Nationalpark, in dem 2014 noch rund 9000 Nashörner lebten, zählt nun noch 5000. Gegenmaßnahmen im Zuge einer so genannten grünen Militarisierung scheinen diese Trends nicht stoppen zu können – „obwohl Millionen in Militär, private Ermittler, Söldner und Sicherheitsfirmen investiert wurden“, so Hübschle.

Experten fordern deshalb, die Menschen vor Ort besser in den Naturschutz einzubinden statt aufzurüsten. „Gorongosa soll keine Festung mehr sein, welche die Einheimischen fernhält“, erläutert Greg Carr. 2008 hatte die Regierung von Mosambik dem amerikanischen Milliardär und Philanthropen in einem 20-Jahres-Vertrag das Mandat erteilt, mit seiner Stiftung den Nationalpark wieder aufzubauen. ➤

Seitdem hat die Carr Foundation die verschwundenen Tiere systematisch nach Gorongosa zurückgebracht und die Einheimischen intensiv in diese Arbeit eingebunden. Carrs Vertrag wurde unlängst um weitere 25 Jahre verlängert. „Der Park muss ein Ausbildungsmotor, ein Wirtschaftsfaktor und ein Modell für Menschenrechte sein, der den Menschen vor Ort hilft, die sich das Ökosystem mit den Tieren teilen“, beschreibt Carr sein Konzept.

Den Frauen soll dabei eine Schlüsselrolle zukommen. „Sie können im ländlichen Afrika große Veränderungen bewirken“, betont Annette Hübschle. Studien der Organisation für wirtschaftliche Zusammen-

»Die Frauen können im ländlichen Afrika große Veränderungen bewirken«

Annette Hübschle, Universität Kapstadt



menarbeit und Entwicklung zeigen, dass Frauen in ländlichen Regionen mehr Geld in ihre Gemeinschaft investieren als Männer. Sie erziehen die Kinder, lösen Konflikte, verwalten Ressourcen – allesamt Faktoren, die auch einen Einfluss auf den Naturschutz haben. Und nicht nur das. „Wir haben in den vergangenen Jahren unsere ersten weiblichen Parkwächterinnen und Führerinnen ausgebildet. Mehr als die Hälfte aller Naturwissenschaftler, die in Gorongosa forschen, sind Frauen“, sagt Carr.

Um Interesse am Naturschutz zu wecken, müssen die Frauen in jungen Jahren erreicht werden. Deswegen die Girls Clubs. „Es beginnt damit, dass die Mädchen die Schule besuchen und nicht schon als Min-

derjährige verheiratet werden“, erklärt Girls-Club-Projektleiterin Larissa Sousa. Mehr als die Hälfte aller Frauen in Mosambik heiratet vor ihrem 18. Geburtstag – die meisten gehen nach der Hochzeit auch nicht mehr zur Schule.

Naturwissenschaftlerinnen als Vorbild

Die Girls Clubs arbeiten deswegen mit Vorbildern, von denen die Mädchen erfahren, wie viel sie erreichen können, wenn sie die Schule beenden und nicht zu früh heiraten. „Naturforscherinnen besuchen die Clubs und berichten von ihren Projekten mit den Tieren. Oder wir erklären, was unsere weiblichen Ranger im Park machen“, sagt Sousa. So soll zugleich das alte Klischee bekämpft werden, dass mosambikanische Frauen nur als Krankenschwester oder Lehrerin Karriere machen können.

Eine regelmäßige Besucherin der Girls Clubs ist Dominique Gonçalves, die Leiterin des Elefantenprojektes im Gorongosa-Nationalpark. „Als ich als junge Studentin nach Gorongosa kam, hat mich die berühmte Elefanten-Verhaltensforscherin Joyce Poole für die Tiere begeistert“, sagt die Mosambikanerin. Es folgte ein von der Carr-Stiftung finanziertes Masterstudium in Biologie an der Universität von Kent. Heute arbeitet Gonçalves an Methoden, um die Konflikte zwischen den Elefanten und den Menschen in der Pufferzone um den Park zu minimieren.

„Es ist eine Ehre für mich, dass diese Mädchen mich als Vorbild sehen und deswegen Karrieren im Naturschutz aufgreifen möchten“, sagt Gonçalves. Außerdem werde auch der Beruf der Wildhüterin immer beliebter. Elf weibliche Ranger arbeiten bereits im Park, 30 weitere werden derzeit ausgebildet. „Die jungen Wildhüterinnen sehen den Job oft als Einstieg in den Naturschutz, manche wollen danach

50 Girls Clubs gibt es in den Dörfern. Die Mädchen (r.) lernen, wie wichtig Naturschutz ist – zum Beispiel von der Elefantenforscherin Dominique Gonçalves (l.)



Akashinga bedeutet „die Tapferen“. Die Ausbildung ist hart (l.), die Frauen tragen Waffen(u.). In den ersten eineinhalb Jahren ihres Bestehens hat die Einheit 98 Festnahmen durchgeführt und Gefängnisstrafen von insgesamt 150 Jahren erwirkt

Recht, Umweltmanagement oder Naturwissenschaften studieren“, so die Forscherin.

Eine dieser weiblichen Ranger in Gorongosa ist Maria Faife. „Durch meine Arbeit zeige ich anderen Frauen, dass sie ihre Ziele erreichen und Träume verwirklichen können“, sagt die junge Mosambikanerin. Hart sei das Training zur Wildhüterin, viele Männer hätten im Gegensatz zu ihr aufgegeben.

Ausdauernd und unbestechlich

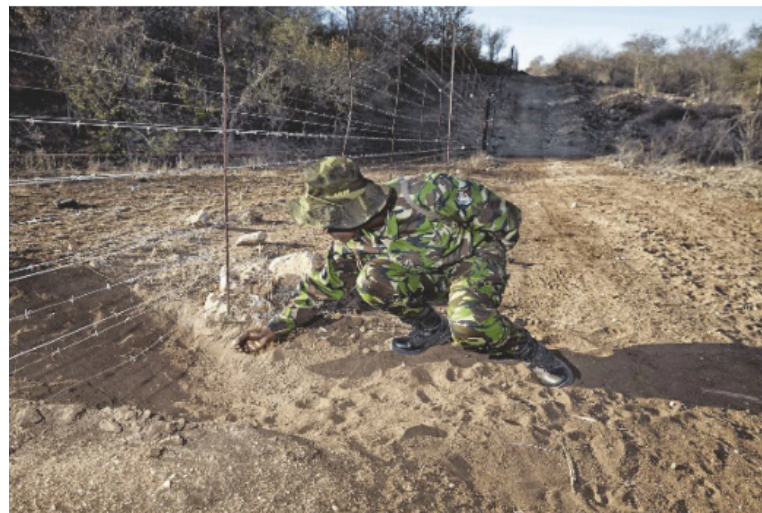
Diese ungewöhnliche Entschlossenheit und Ausdauer junger afrikanischer Frauen zeigt sich auch in anderen Ländern. Der ehemalige Söldner und Sicherheitsberater Damien Mander hat im benachbarten Simbabwe eine Wildhüterereinheit gegründet, die sogar ausschließlich aus Frauen besteht. 2012 hatte der Australier mit seiner „International Anti-Poaching Foundation“, einer Stiftung, die sich gegen Wilderei engagiert, ein knochenhartes Ranger-Trainingslager in Victoria Falls organisiert. Nach einem Tag waren von den ursprünglich 189 männlichen Teilnehmern gerade einmal noch drei übrig. Also dachte Damien Mander über den Einsatz von Frauen nach: „Sie sind nicht so einfach zu korrumpieren wie Männer. Das ist in Afrika eine große Sache. Sie haben kein großes Ego, kein Anspruchsdenken, können meisterhaft deeskalieren und betrinken sich nicht. Dennoch ist das Zahlenverhältnis zwischen Mann und Frau in diesem Beruf bislang circa 100 zu eins.“

So entstand die Akashinga-Einheit, was in Shona, einer der Nationalsprachen Simbawes, „die Tapferen“ bedeutet. Ihre ausschließlich weiblichen Mit-



glieder werden in naheliegenden Dörfern rekrutiert. Während der harten Ausbildung gaben nur drei auf. Im Oktober 2017 erhielten die ersten 36 Frauen ihr Wildhüterdiplom. Sie wachen nun über ein 300 Quadratkilometer großes ehemaliges Trophäenjagdgebiet namens Phundudu am unteren Sambesi-Fluss. 2002 lebten in dieser Region auf rund 3500 Quadratkilometern mehr als 20000 Elefanten. Wilderei hat sie auf etwa 11000 reduziert. Mander setzt darauf, dass die Akashinga Wilderer in den Dörfern enttarnen. Die einheimischen Frauen wüssten, wer Arbeit habe und wer nicht, wer trinke und viel Geld ausbebe oder mit Erlebnissen aus dem Busch prahle. „Frauen haben den größten Einfluss in ihren Gemeinden, kennen alle Menschen. Sie verstehen >

Foto: privat, Irene Baque / Guardian / eyevine (2), International Anti-Poaching Foundation (2)



Unbewaffnet erfolgreich: Mitglieder der Black Mambas beim Inspizieren eines Zaunes (l.), bei einer Patrouille (M.) und bei der Kontrolle einer Überwachungskamera (r.)



es, zu beschwichtigen und zu überzeugen. Wo andere Wildhüter schießen, schaffen sie es mit Argumenten“, erläutert der Australier. So haben die Frauen der Akashinga-Einheit von ihrer Gründung im Oktober 2017 bis Februar 2019 nach Manders Angaben 98 Festnahmen durchgeführt und dabei Gefängnisstrafen von zusammen fast 150 Jahren erwirkt. „Ohne einen einzigen Schuss dabei abzugeben“, so Mander.

Auch finanziell profitieren die Dörfer. „Von jedem Dollar, den wir hier ausgeben, bleiben 62 Cent in den Gemeinden – durch die Akashinga-Löhne, zusätzliche Jobs wie Reparaturen oder Bauprojekte – etwa die Errichtung eines Dammes –, durch Lebensmittel oder durch Prämien für Hinweise auf Wilderer“, rechnet Mander vor. In etwas mehr als einem Monat spült das Projekt nach seinen Angaben mehr Geld in die Taschen der Einheimischen als der Jagdtourismus zuletzt in einem gesamten Jahr.

Das bestätigt auch Victor Muposhi von der Technischen Universität Chinhoyi in Simbabwe, der Mander und das Projekt wissenschaftlich berät: „Akashinga macht die Dorfgemeinschaften zur ersten Verteidigungslinie im Kampf gegen die Wilderei. Statt der Trophäenjagd werden andere Einkommensquellen erschlossen“, so Muposhi. Für Mander hat das Projekt gleich dreifachen Nutzen. „Es hilft den Frauen, sich zu emanzipieren, das verdiente Geld bleibt in den Dörfern und finanziert den Naturschutz.“ Stichhaltige Gründe, die Akashinga-Einheit auszudehnen. Gemeinsam mit Victor Muposhi plant Mander derzeit, bis 2030 insgesamt 2000 Frauen zu rekrutieren, die dann über 120000 Quadratkilometer ehemaliger Jagdgebiete wachen sollen.

Trotz der Erfolge bleiben Vorbehalte. „Natürlich ist das immer noch eine Art der Militarisierung des

Naturschutzes, was wir als problematisch ansehen“, sagt Annette Hübschle. Die Bewaffnung der Frauen könne zur Ablehnung in den Dörfern führen, worunter wiederum der Kampf gegen die Wilderei leide. Eine Ansicht, die der britische Ökologe Craig Spencer teilt. Die von ihm gegründete südafrikanische Fraueneinheit Black Mambas war die erste des Kontinents und unterscheidet sich grundsätzlich von vergleichbaren Projekten: die Wildhüterinnen tragen keine Waffen.



»Es geht darum, das Robin-Hood-Image der Wilderer zu zerstören«

Craig Spencer, Gründer der Black Mambas

Craig Spencer verfolgt damit das Prinzip, durch visuelle Präsenz und Aufklärung Kriminelle abzuschrecken – wie es zum Beispiel in London, wo der größte Teil der „Bobbys“ seit fast 200 Jahren unbewaffnet ist, umgesetzt wird. „Unsere Frauen tragen auch deswegen keine Waffen, damit sie nicht zu Zielen für Wilderer werden“, betont Spencer. Insgesamt 36 seiner Black Mambas patrouillieren an den Grenzen des 400 Quadratkilometer großen Balule-Naturschutzgebietes in unmittelbarer Nähe des Krüger Parks. Sie recherchieren Vorfälle in den umliegenden Dörfern, sammeln Informationen und geben diese an die Behörden weiter. In Konfliktsituationen können sie eine bewaffnete Einheit verständigen.

Ein Schulprogramm namens Bush Babies

Genau wie Gorongosas Girls Clubs betreiben die jungen Frauen außerdem ein Schulprogramm namens Bush Babies. „Es geht darum, das Robin-Hood-Image, das Wilderer in manchen Dörfern noch haben, zu zerstören und den Menschen zu zeigen, dass unsere Frauen einfach cooler sind“, so Spencer.

Nach eigenen Angaben schaffen es die Black Mambas, 70 bis 80 Prozent der ausgelegten Wildfallen zu entdecken, Wilderer-Camps zu identifizieren und Buschfleischküchen auszuheben. Dazu brauche

es keine Waffen. „Von Frauen zu verlangen, das Leben von Tieren über das Leben von Menschen zu stellen und Waisen und Witwen im Namen des Naturschutzes zu schaffen, ist ein Rezept zur Destabilisierung eines Naturparks. Zumal die Frauen in denselben Gemeinschaften leben wie die Wilderer“, so der Brite. Gleichwohl wurde das Black-Mambas-Projekt auch dafür kritisiert, dass die Frauen nicht mit Waffen zur Verteidigung im Notfall ausgestattet werden. Zumal die Akashinga-Mitglieder im benach-

barten Simbabwe trotz Bewaffnung bislang noch niemanden schwer verletzt oder sogar töten mussten.

Prinzipiell stimmen Forscher dennoch überein, dass Projekte wie Akashinga oder die Black Mambas gute Ansätze sind, das Problem der Wilderei zu bekämpfen, auch wenn damit noch nicht alle Fragen beantwortet werden können. „Manche Konzepte beinhalten noch keine breit angelegte ökonomische Strategie, die den Menschen in den Dorfgemeinschaften zweifelsfrei zeigt, dass ein lebendiges wildes Tier einen höheren Wert hat als ein totes“, sagt Annette Hübschle. Dennoch böten sie eine reelle Chance, mit Hilfe der Frauen die Kehrtwende im Kampf gegen die Wilderei zu schaffen. Den Projekten müsse nur mehr Zeit gegeben werden. ■



Roman Goergen

berichtet von Südafrika aus über neue Technologien gegen die Wilderei. Er findet auch, dass die Menschen vor Ort besser eingebunden werden müssen.



Eher malerisch als bedrohlich: Beobachtungsposten der südafrikanischen Black Mambas im Sonnenuntergang

Foto: Julia Gunther (3), Jascha Baum, James Suter / Black Bean Productions, privat